

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 32

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

7. Fortsetzung

Sie müssen nämlich wissen, jedes Mineral, in dem sich auch nur die geringsten Spuren von Gold finden, enthält zugleich auch gewisse Atome, die zwar noch nicht Gold sind, aber zu Gold werden können und dieser Entwicklungsprozess eben wird durch die Einwirkung meiner „Omega“-Strahlen bei nachfolgender Erhitzung auf 1400 Grad nur einfach zu Ende geführt. Eine Art Brutprozess, müssen Sie sich vorstellen. Aber das ist bloss nur eine von vielen verschiedenen Wirkungen meines Ixion. Ich sage mein Ixion, aber der eigentliche Entdecker war mein Vater. Er war lange Jahre Professor an der Prager Universität, ein genialer Gelehrter. Wäre er nicht gestorben, bevor seine Versuche publikationsreif waren, sein Name wäre heute berühmter als der der Curies, die das Radium entdeckt haben. Ich selber habe eigentlich nie studiert, ich habe nur in den letzten Jahren seines Lebens mit ihm zusammen an seiner Entdeckung gearbeitet und allerlei praktische Verwertungsmöglichkeiten dafür erfunden. Ich baue nur weiter aus, was er mir als wichtigstes Vermächtnis hinterlassen hat. Und ich will dafür sorgen, dass seinem Namen eines Tages alle Ehre zuteil wird, die ihm gebührt.“

Dominik Raffal schleudert eine beim Bücken heruntergefallene Haarsträhne aus der Stirn und wandert mit heftigen Schritten in der Küche umher. Seine Stimme wird rau.

„Es ist ein Blödsinn, dass man mich „Goldmacher“ nennt, eine unverschämte Beleidigung. Ich habe nie behauptet, aus jedem Dreck Gold machen zu können, wie früher die Alchimisten mit ihrem Stein der Weisen. Aber durch meine Methode lässt sich der natürliche Goldgehalt eines Gesteins um das Dreissigfache steigern.“

Er unterbricht seine Wanderung und zieht einen Steckkontakt aus der Lichtleitung. Das monotone Surren im

Innern des Kastens verstummt. Man hört plötzlich draussen die Vögel singen.

Ariel Caliga kämpft gegen eine fremde Beklommenheit. Und warum, fragt sie nach einer kurzen Stille, „warum sagen Sie, dass Ihre Erfindung noch nicht reif ist? Warum wollen Sie nicht, dass die Öffentlichkeit davon erfährt?“

„Weil —“ er fährt sich mit einer verzweifelten Gebärde durchs Haar — „— mein Gott, begreifen Sie denn das nicht?“ sagt er fast schreiend. „Weil es gar keinen Zweck hat, nicht den geringsten. Mit dieser lächerlichen Apparatur locke ich keinen Hund hinterm Ofen hervor. Oder meinen Sie, dass ich damit einem Geldmann Vertrauen zu meiner Sache einflößen kann? Heutzutage, wo es bei allem hauptsächlich auf die Aufmachung ankommt!“

Atemholen. Stürmische Wanderung.

„Ja, wenn ich wenigstens meine Apparate hätte, die ich mir in Prag habe bauen lassen! Mein ganzes Vermögen habe ich hineingesteckt, nahezu eine Million Kronen. Vier Monate später haben meine Gläubiger sie mir pfänden lassen, gerade als ich mit meinen Versuchen im besten Zuge war. Als Bettler kam ich hierher. Ich habe wieder ganz von vorn anfangen müssen, mühselig, Schritt für Schritt. In der ständigen Angst, dass ich nicht doch einmal schlappmache und in einer schwachen Minute mein Geheimnis um ein Butterbrot verkaufe. Nur, um das ganze Elend einmal für ein paar Monate los zu sein. Genug —“ Er macht eine Bewegung, als ob er etwas fortwischen wollte, etwas Quälendes, und lässt sich auf den niedrigen Küchenhocker fallen, der am Fenster steht. Schweigend starrt er eine Weile in das dichte Blättergewirr des Feigenbaums. Dann sagt er mit einer ganz veränderten, müden, fast kindlichen Stimme:

„Es gibt immerhin ein paar Menschen hier, die an mich glauben, zum Beispiel der Maurermeister Andre Sarda von nebenan, der seit drei Jahren seine ganzen Ersparnisse opfert, um mir weiterzuhelfen. Und ein kleiner Uhrmacher und Juwelier in Garavant, der mir regelmässig das bisschen Gold abkauft, das ich produziere. Mit einem kleinen Profit natürlich, nicht zum offiziellen Kurswert, weil es doch eben „gemachtes“ Gold ist, wie er sagt. Ich kann ja sowieso nicht viel herstellen mit dieser Puppenapparatur. Es langt grade für die Betriebskosten und das Allernotwendigste, was wir zum Leben brauchen.“

Wieder versinkt sein Blick in den grünen Dickicht, in dem die Vögel zwitschern. Ariel betrachtet ihn scheu von der Seite. Das wäre nun eigentlich das Stichwort, um mit dem Tausendfrankenschein herauszurücken, den man schon zu diesem Zweck zu sich gesteckt hat — geht es ihr durch den Kopf. Aber zugleich fühlt sie, dass ihm mit diesem Almosen nicht geholfen wäre, dass man ihm vielleicht überhaupt nicht helfen kann. Sie lässt den Bügel ihrer Handtasche verstohlen wieder zuschnappen und geht langsam zur Tür.

„Haben Sie vielleicht zufällig etwas von diesem Gold da?“ fragt sie in ihrem bescheidensten Schulumädchen-ton, als ob sie zu Kaja spräche. „Ich möchte es so gern einmal sehen.“

Raffal steht achselzuckend auf. „Ich weiss nicht. Tino ist grade vor einer Stunde mit meiner letzten Ausbeute zu Herrn Scotto gegangen. Aber warten Sie, es werden sich schon irgendwo ein paar Krümel finden.“ Er nimmt aus einem Regal eine Zigarrensachtel, die neben abgebrochenen

Erntezeit

Sonne am hohen Bogen
Segnet der Felder Frucht.
Kupferfarbene Wogen,
Wiegen der Aehren Flucht.

Emsig auf Eggen, in Gründen
Wertet Gefinde im Glast,
Zähe im Ueberwinden
Drängender Arbeit und Last.

Garben rauschen und rieseln,
Wagen und Hofgespann
Schlagen Funken aus Rieseln,
Donnern die Einfahrt hinan.

Dunkle Gewitter erkrachen
Fern verrollend mit Macht,
Goldene Morgen erwachen,
Kinder der Sommernacht.

Bleistiften, Nägeln und allerhand anderem Kram ein paar metallisch flimmernde Steinbrocken enthält.

„Sehen Sie“, sagt er belehrend, „das ist so ein goldhaltiges Gestein, an dem ich meine Versuche mache. Ich hole es mir aus einem Steinbruch hier in der Gegend. Für die gewöhnliche Art der Ausbeutung ist der Goldgehalt natürlich viel zu schwach, aber mit meinem Verfahren liesse sich daraus ebensoviel ziehen, wie aus einer guten Goldmine.“

Er wühlt eine Weile ungeduldig suchend zwischen den Bleistiften herum. Dann ergreift er mit einer fast feierlichen Zartheit die Hand der Fremden und legt in die leicht gehöhlte Innenfläche etwas, das aussieht wie ein grosser, schwerer, mattblinkender Tropfen.

„Das ist es — ja, das ist es...“, sagt er ganz leise.

„O“, macht sie fast erschrocken und fährt behutsam mit dem Zeigefinger über das kühle Metall. „Es sieht aus wie eine Träne — eine Träne aus Gold. Finden Sie nicht?“

Sein Blick ruht versonnen auf ihrer Hand.

„Ja, vielleicht... Vielleicht ist das auch gar nicht so weit voneinander entfernt... Wollen Sie es behalten?“

„O, danke — tausend Dank!“

Spielt sie Komödie, oder ist sie wirklich so glücklich über das kleine Geschenk, das doch kaum einen Wert darstellt?

Während er sie durch den Garten hinausbegleitet, kommt wieder das alte Misstrauen über ihn. Hat sie ihn behext, oder was sonst ist ihm eingefallen, sich mit ihr in ein so ausführliches Gespräch über seine Erfindung einzulassen? Er, der so selten seinem Herzen einmal Luft macht, nicht einmal dem eigenen Sohn gegenüber! Wer weiss, am Ende ist sie doch eine Spionin, vielleicht die Geliebte irgendeines Hallunken, der ihm sein Geheimnis stehlen will. Ihre Augen haben etwas Trügerisches, sie wechseln beständig die Farbe. Und ihr Gang! Dieses weiche, federnde Schreiten, wie der Gang eines jungen Panthers!...

„Schade, ich möchte Sie gern einmal tanzen sehen“, denkt er unwillkürlich laut.

Sie bleibt stehen. „Ja, wirklich?“ Ihre Augen strahlen wie von einer ganz echten, kindlichen Freude. „Das liesse sich vielleicht einrichten“, erklärt sie nach kurzem Nachdenken. „Die Kurverwaltung von Menton möchte mich für den Eröffnungsabend des neuen Casinos „gewinnen“. Ich wollte eigentlich nicht, aber — würden Sie kommen, wenn ich Ihnen eine Einladungskarte schicke?“

Ja, o ja — sagt etwas in ihm, und ihm ist auf einmal merkwürdig leicht zu Mute, wie lange nicht. Als ob in dem

magischen Spiegel dieser Frauenaugen alles Quälende und Schwere zu einem Nichts zusammenschumpfte.

„Ich habe zwar einen Abschau vor allen mondänen Veranstaltungen“, sagt er, „aber für dieses eine Mal würde ich ihn bezwingen.“ Er lacht, ein wenig bitter. „Sie brauchen auch keine Angst zu haben, dass ich in diesem Räuberzivil erscheine. Ich muss sogar irgendwo noch einen Smoking haben — wenn er nicht inzwischen den Motten zum Opfer gefallen ist.“ Mit einer Verbeugung, die diesem feierlichen Kleidungsstück alle Ehre gemacht haben würde, öffnet er ihr die Gartentür. Lange noch spürt er in seiner Hand die lebensvolle Wärme ihrer Finger, nachdem ihre helle Gestalt längst schon im silbrigen Grau des Olivenwäldchens untergetaucht ist.

5.

Ein Luftzug weht durchs Zimmer und fegt ein paar lose Blätter vom Schreibtisch. Kaja Hilton unterbricht für einen Augenblick den bravourösen Staccatolauf ihrer Schreibmaschine und nickt der Heimkommenden über die Schulter weg flüchtig zu.

„Einen Augenblick noch, darling. Ich muss erst diesen wichtigen Brief zu Ende schreiben.“

„Im Gegenteil, lieber Winnetou, du wirst dein Maschinengewehrfeuer augenblicklich einstellen und an die Kurverwaltung von Menton telefonieren. Das ist viel wichtiger.“

Die Tänzerin wirft Hut und Handtasche auf den Diwan und geht mit wiegenden Schritten durchs Zimmer. „Ich hab' es mir nämlich anders überlegt — ich werde doch tanzen.“

„Auf einmal?“ Die Freundin dreht sich überrascht nach ihr um. „Nachdem du dich erst mit Händen und Füssen dagegen gesträubt hast? Nachdem ich den Leuten bereits endgültig abgeschrieben habe? Das geht nicht.“

„Es muss gehen, ich will es! Sag', ich sei krank gewesen oder auf einer Nordpolexpedition oder — sag' was du willst.“

„Nein“, erklärt Kaja mit hochmütiger Entschiedenheit, „ich mache mich deiner Launen wegen nicht lächerlich.“

Die Augen der Tänzerin lächeln gefährlich.

„Gut, dann nicht. Dann rufe ich selbst an. Wie ist die Nummer?“

Sie ist schon beim Apparat und hat den Hörer ausgehängt. Die Stimme des Hotelportiers meldet sich. Kaja Hilton stösst aufspringend ihren Stuhl zurück und nimmt ihr mit ärgerlichem Ruck den Hörer aus der Hand.

Wir erinnern uns...

1941:

7. August. Die Deutschen melden *«siegreiche Beendigung der Mammutschlacht um Smolensk»*. Die Stadt wird eingenommen. Vorbereitungen für einen raschen Vormarsch gegen *Wjasma* und *Moskau*, aber auch zu südwärts gerichteten Operationen gegen den Rücken des Raumes von *Kiew* werden angekündigt.

1942:

9. August. Der *pan-indische Kongress* fordert die Engländer auf, Indien zu verlassen. Wir stehen vor den Auswirkungen der deutschen Siege in Russland, die auch die Rolle Englands in Indien berühren. England antwortet mit der *Inhaftierung Gandhis*.

9. August. Die ersten Meldungen über die *Seeschlacht bei den Salomonen-Inseln* lassen auf einen grossen amerikanischen Sieg schliessen.

1943:

6. August. Die siegreiche 1. russische Sommer-Offensive führt zur Eroberung von *Orel*, *Briansk* und *Charkow* stehen unter starkem Druck.

7. August. Die Schlacht um das *Aetna-Massiv* führt zu Durchbrüchen an der Nordflanke gegen *Randazzo*.

1944:

7. August. In der zweiten *Offensive der Russen* wird als summarisches Resultat die Erreichung der Karpaten auf 250 km langer Front gemeldet. Die Petrolgebiete von *Drohobycz* erobert.

8. August. Nach dem *Durchbruch der Amerikaner bei Avranches* erfolgt der blitzartige Einbruch in die Bretagne.

9. August. In Berlin wird General von *Witzleben* mit einer Anzahl Mitschuldigen gehängt.

„Gib her...! Ja, bitte Menton 87. Lass mich sprechen, du machst sonst lauter Unsinn.“

Ariel lässt sich nach einigem Sträuben beiseite schieben und verzieht sich mit einer spitzbübischen Grimasse in den Hintergrund. Dumme Kaja, auf jeden Trick fällt sie herein! Und zum Schluss geschieht doch immer, was man will...

Die Sache mit der Kurverwaltung ist im Handumdrehen erledigt. Man zeigt sich angenehm überrascht, dass die grosse Künstlerin sich doch noch zu einem Auftreten entschlossen hat, und macht einen leisen Versuch, das Honorar zu drücken, der aber an Kajas kaufmännischer Unerschütterlichkeit scheitert. Befriedigt hängt sie ein.

„So, das wäre gemacht. Ein Glück, dass nicht du gesprochen hast, du hättest dich natürlich bluffen lassen.“

„Und du, grosser Winnetou, hättest überhaupt nicht angerufen — möchte ich nur feststellen“, kommt es schlagfertig aus dem Hintergrund. Kaja Hilton überhört den kleinen Ausfall. Es gibt jetzt Wichtigeres. Vor allem muss das Programm festgelegt werden für die Druckerei. Sie nimmt ihren Notizblock vom Schreibtisch.

„Also, was wirst du tanzen? Die „Amazone“ vielleicht oder den „Pfau“ — was meinst du? Und als zweite Nummer irgendein Bravourstück, vielleicht die „Gavotte“?“

„Nein, als zweites tanze ich etwas ganz Neues, den „Bolero“ von Ravel.“

Die Tänzerin schnell vom Diwan auf und probiert ein paar Tanzschritte. Jeder Muskel ihres schönen Körpers ist auf einmal gespannt in leidenschaftlicher Energie.

Kaja schüttelt zweifelnd den Kopf. „Etwas Neues in fünf Tagen? Wie willst du das schaffen?“

„Ich schaffe es. Ich habe schon alles im Kopf, jeden Schritt. Drei, vier Proben genügen.“

„Ohne Yvo?“

„Mit Yvo natürlich. Wir müssen sofort einen SOS-Ruf an ihn loslassen.“

„Er wird nicht kommen.“

„Er wird kommen, verlass dich drauf!“ versichert Ariel mit hinterhältiger Zuversicht. Summend geht sie zum Schreibtisch, mit diesem lässigen Siegerschritt, der immer irgendeinen Ueberraschungstreich ahnen lässt. Zum zweitenmal greift sie nach dem Telephonhörer und stampft ungeduldig mit dem Fuss auf, als der Portier sich nicht sofort meldet. Ihre Stimme hat den eigensinnigen Befehlston eines verwöhnten Kindes.

„Machen Sie mir die Verbindung mit Paris, Anjou 18—36, Blitzgespräch. Ich bleibe solange auf dem Zimmer.“

Kajas Gedächtnis vermerkt die Nummer sofort als unbekannt.

„An wen telephonierst du da?“ erkundigt sie sich mit argwöhnischem Blinzeln. Ariel lächelt sie herausfordernd an.

„An Yvo natürlich.“

„An Yvo...?“ Kajas Gesicht erstarrt zu Stein. „Aber du sagtest doch immer, er hätte kein Telephon.“

„Unsinn, das hab' ich nur gesagt, damit du ihn in Ruhe lässt“, erklärt Ariel mit triumphierender Gelassenheit. Sie hockt neben dem Apparat auf der Schreibtischkante und summt stillvergnügt ihren Bolero.

Kaja Hilton ist sprachlos, ein schmerzlicher Zorn würgt sie in der Kehle. Während sie noch an einer Antwort feilt, schrillt das Telephon. Yvoynitschs heisere Knabenstimme klingt ganz fern, wie aus dem Jenseits.

„Halt' doch den Mund, Yvo, man versteht keine Silbe“, zischt Ariel ihn nieder. „Also hör' zu: du musst sofort kommen, so—fort! Ich brauche dich dringend. Du nimmst morgen vormittag das Flugzeug, das gegen 4 Uhr in Nizza ankommt. Kaja wird dich dort mit dem Wagen abholen. Was sagst du?“

(Fortsetzung folgt)

Englandreise einer Bernerin 1786/87

Von Christian Lerch

17. Fortsetzung

„Ich stamme aus einem Lande, in dem es gottlob keine Prinzen gibt, und wo jedermann für sein Geld so behandelt wird, wie es sich geziemt!“ Diese „Kopfschwäche!“, wie Eva es nennt, wirkte Wunder; im Umsehen war ein Wagen da!

Der Anblick des Schlosses — mehr aber noch der ärmliche, ungefreute Zustand der Bevölkerung — veranlasst Eva zu bitteren Bemerkungen gegen die Franzosen, besonders gegen den „wüsten König Ludwig XIV.“

Ueber *Ludwigsburg* gelangt Eva nach *Stuttgart*. Am Abend schreibt sie ihre Eindrücke von der Ludwigsburger Militäarakademie nieder:

„Wenn die Schüler zum Essen in den Speisesaal kommen, so marschieren sie zu vieren, wie ein Regiment, zu ihren Plätzen, machen miteinander eine Wendung und setzen sich; einer der Jüngsten spricht ein Gebet. Die Ritter, das heisst diejenigen, die sich in der Schule oder auf dem Exerzierplatz am meisten ausgezeichnet haben und deswegen einen Orden tragen, sitzen oben im Saale an einem runden Tische; dann folgen die Adligen und zuletzt die Bürgerlichen. Wenn es nach mir ginge, so müssten sie mir alle

durcheinander sitzen, und wie in Colmar dürften einzig die Leistungen zu Belohnungen berechtigen. „Wieder altbernisches-demokratische Gesinnung!“

Eva besucht sodann die „Solitude“, das Lusthaus (heute hiesse es vielleicht Weekendhaus) des Herzogs. Architektur- und Garteneinzelheiten hält Eva, schon ihren Freundinnen zuliebe, gewissenhaft im Tagebuch fest. Noch gründlicher nimmt sie es mit der Kunst; und da stellt sie scherzend fest, dass man sehr recht daran getan habe, die 20 weiblichen Statuen — übrigens nur aus Gips und schlecht ausgeführt — im Mittelteil des Festsaales mit Beschriftungen zu versehen, denn sonst könnte niemand erraten, was damit gemeint sei! Die „Freude“ halte ein entrolltes Schriftband in den Händen; die „Feinheit“ oder „Gewissenhaftigkeit“ (delicatesse) halte einen Teller mit Trauben; das „Gespräch“ trage einen Schlangenstab wie Merkur. Aergerlich war, dass der dicke Hauswart, der den Führer machte, stetsfort rannte („nid luege, wyter, wyter!“) — es sei doch merkwürdig, dass diese Leute es immer eilig hätten, natürlich deshalb, weil sie die Dinge, die sie zeigen sollen, tagtäglich sehen; dass der Fremdling neugierig sei und schauen, betrachten, geniessen möchte, daran dachten sie nie!

Bierquelle

Casino

Die nächste Tagebucheintragung ist schon auf Schweizerboden geschrieben, in *Schaffhausen*. Die letzte Strecke in